



Bromberg, Sonntag, den 7. April.

Der Osterhase.

Mütterchen sagte, der Hase liefe
Diesmal an unserm Garten vorbei,
Und legte uns nicht ein einziges Ei;
Er hält es geschrieben in einem Briefe.

Sie habe es mit Bedauern gelesen,
Jedoch es wäre ein triftiger Grund;
Wir hätten einen zu losen Mund
Und seien auch nicht sehr artig gewesen,

Die Schwestern ließen viel Thürnen stiefen,
Ich aber ging unverdrossen ins Feld,
Und habe dem Häslein nachgestellt,
Dort, wo die saftigsten Kräuter sprießen.

Und während ich mich vergeblich bemühte,
Sah ich wie heimlich im grünen Gras
Des Nachbargartens ein Tierlein saß,
So weiß wie im Frühling die Kirschenblüte.

Und mit des Vaters altem Zylinder
ging ich das weiße Häslein schlau;
Und heim marschier' ich im Morgentau —
Der Osterhase! — freut Euch ihr Kinder!
D. Keller.

Die Jagd nach dem Mann.

Novelle von Arthur Zapp. (Nachd. verb.)

Emmy saß, nachdenklich den Kopf
auf ihren vollen Arm gestützt,
allein in dem Wohnzimmer der
kleinen, im Südosten Berlins gelegenen
elterlichen Wohnung. Der Papa, Kan-
zleirat Döring, hatte schon vor einer
Stunde den Weg nach dem Bureau an-
getreten, während die Mama sich zur
Erledigung von Haushaltungsgeschäften
in die Küche begeben hatte. Auf dem
großen Tisch in der Mitte des Zimmers
befanden sich ein paar Blumentöpfe, ein
frischer Blumenstrauß in einer Vase, eine
Apfeltorte, einige kleine Toilettengegen-
stände und Stoff zu einem Kleide. Emmy
feierte heute ihren Geburtstag.

„Schon vierundzwanzig Jahre alt,“
murmelte sie gedankenvoll, „und noch
keinen Mann!“

Ihr Geist wandte sich der Ver-
gangenheit zu. Lustig und leichtsinnig
hatte sie in den Tag hineingelebt. Auf
Blicken fast gelangt, im Augenblick lebte



Der Osterhase.
Von John G. Smith.

tiert, sich nach Herzenslust den Hof
machen lassen, heimlich Rendezvous be-
sucht, kurz, in vollen Zügen des Lebens
Freude genossen. Nur dem Augenblicke
hatte sie gehuldigt, nach der Zukunft
nicht gefragt. Ein Zug nachdenklichen
Ernstes kam in dem Mienenspiel der
Grübelnden zum Vorschein. Was hatte
sie von der kommenden Zeit zu erwarten?
Ein paar Jahre konnte sie es noch so
weiter treiben, von vielen umtändelt,
von keinem ernstlich begehrt. Und dann
kam sie in das alte Register; einer nach
dem andern fiel von ihr ab und das
Los einer alten Jungfer winkte ihr.
Mit den Jahren starben die Eltern, sie
war auf ihrer Hände Arbeit angewiesen
und verbrachte den Rest ihres Lebens,
frühzeitig verwehlt und verbittert, in
freudloser Einsamkeit und Dürftigkeit.
Erregt sprang die Sinnende auf und
schritt lebhaft im Zimmer hin und her.
Welch eine gräßliche Perspektive! Bittere
Selbstvorwürfe wurden in ihrer Brust
laut. Warum hatte sie die unwieder-
bringliche Zeit der frischen Jugend nicht
besser anzuwenden, ihre Schönheit nicht
besser zu nützen verstanden? Sie trat
vor den Spiegel und sah lange und
sorschend hinein. Gottlob! Noch war
sie schön. Noch blickten die Augen frisch
und hell, noch war die Stirn glatt und
faltlos, der Teint der vollen Wangen
weiß und rein, noch prangten die
schwellenden Lippen in anmutendem
Rot und rundeten sich die Formen des
elastisch getragenen Körpers in blühen-
der Fülle. Ja, noch war sie jung, noch
war sie schön, noch hatte sie ein paar
Jahre der Jugend vor sich, wenn auch
nur wenige. Desto klüger und über-
legter mußte die kurze Spanne Zeit
benutzt werden, in der sie noch hoffen
durfte, das Gefallen der Männer zu
erregen. Nicht mehr wahllos, nur um
des Vergnügens willen und um der
weiblichen Gefallsucht Genüge zu thun,
dürfte sie die Künste der Kofetterie üben.
Es war hohe Zeit, ernst zu werden und
mit Vorbedacht und Ueberlegung zu
handeln. Bei allen künftigen Schritten
und Thaten mußte sie immer des einen

großen Zweckes eingedenk sein, immer das eine erstrebenswerte Ziel im Auge behalten: sich zu verheiraten und zwar möglichst gut. Heiraten und sich dadurch eine sorgenlose Zukunft bereiten. Das war das Eine, was not that.

Emmy trat an den Tisch heran und ließ ihre Blicke musternd über die Geburtstagsgeschenke schweifen. Verdrießliche Geringschätzung äußerte sich in dem Zucken ihrer Mundwinkel, während sie die einzelnen Gegenstände nach ihrem materiellen Wert taxierte. Eine Brustschleife von Halbseide: 75 Pfennige, Hals- und Ärmel-Rüschen, der ganze Karton 1 Mark. Ein Paar Ohringe mit Simili-Diamanten: 5 Mark. Jetzt kam sie an den neuen Stoff zum Kleide. Bräutigam betastete sie die Oberfläche des Baumwollengewebes: Perfail, der Meter 60 Pfennige. Die Eltern meinten es gut und thaten, was sie bei ihren beschränkten Mitteln konnten. Aber Emmy war es überdrüssig, sich immer und ewig in Perfail und Kattun zu kleiden. Ihr Sinn begehrt nach Sammet, Seide, Atlas und nach echten Diamanten. Würde ihr Sehnen je gesüßt werden?

Von allen ihren Kurmachern hatte es auch nicht einer ernst gemeint. Alle hatten mit ihr gescherzt, gelacht und getändelt; heute ihr Schmeicheleien gesagt, von Liebe gesprochen und morgen das selbe Spiel mit einer Freundin getrieben. Doch nein, nicht alle. Da war ein junger Mann, nicht viel älter als sie, der Sohn eines Jugendfreundes ihres Vaters, der huldigte ihr schon seit Jahren in treuer Anhänglichkeit, ihr allein. Emil Ehrlich war ein leidlich hübscher Mensch, ein guter Tänzer und ein angenehmer Gesellschafter, sie hatte sich seine Artigkeiten nicht ungern gefallen lassen, aber als Heiratskandidat — Sie schnippte mit den Fingern.

Das Geläut der Korridor Klingel unterbrach hier Emmys Gedankengang. Wer kam du schon zu so früher Stunde? Wahrscheinlich eine gratulierende Freundin. Emmy eilte hinaus, um zu öffnen, da die Mama es nicht liebte, sich im Morgenostium vor Fremden zu zeigen. Es war Emil Ehrlich, der mit verlegener Miene, mit der einen Hand den Hut ziehend, die andere versteckt hinter dem Rücken haltend, vor der Öffnung stand. Sie nötigte ihn höflich in's Zimmer, neugierig, was der frühe Besuch zu bedeuten habe.

Wortlos stand ihr der junge Mann gegenüber, vor ihren fragenden Blicken verschüchtert die Augen senkend. Was hatte er nur, fragte sich Emmy im Stillen. Ihre Einladung, sich zu setzen, ließ er unbeachtet. Plötzlich aber zog er den Arm, den er bis dahin ängstlich hinter dem Rücken verborgen hatte, hervor, und ein frisches Rosenbouquet duftete ihr entgegen. Dazu stammelte er ein paar unzusammenhängende Worte.

„Fräulein Emmy, Sie verzeihen — seit Jahren haben Sie — — habe ich — —“

Hier versagte ihm die Stimme. Wie ein Ertrinkender rang er nach Atem, dann fuhr er mit der Hand über die feucht gewordene Stirn und bestete die Augen mit flehendem Ausdruck auf sein erstauntes Gegenüber.

Emmy glaubte nicht anders, als daß der junge Mann den Tag ihrer Geburt in Erfahrung gebracht und daß er nun gekommen, ihr seinen Glückwunsch darzubringen. Und in dieser Meinung nahm sie mit lebenswürdiger Gebärde den Strauß in Empfang und sagte, während ein freundliches Lächeln über ihre anmutigen Züge glitt: „Ich bin aufrichtig erfreut über Ihre Aufmerksamkeit und danke Ihnen herzlich. Aber wer kann Ihnen verraten haben, daß heute mein Geburtstag —?“

„Ihr Geburtstag?!“ stieß Emil Ehrlich hastig hervor und blickte in ratloser Verwirrung zu ihr hinüber.

„Nun ja“, entgegnete Emmy verwundert. „Gilt denn der Strauß nicht dem Geburtstagskinde?“

„Doch — natürlich — ja, ja“, stammelte der junge Mann. Eine Pause entstand. Emmy fragte sich im Stillen mit wachsendem Erstaunen, was das alles zu bedeuten habe: Ehrlichs sonderbares Benehmen, seine Verlegenheit, der Strauß, der, wie sie nun doch merkte, einen andern Zweck hatte, als den, ihr eine Geburtstagsfreude zu bereiten.

Emil Ehrlich rang sich endlich nach einem Entschluß. Endlich schien er seine Fassung wieder erlangt zu haben, und in leidlichem Fluß sprach er jetzt: „Fräulein Emmy, Sie kennen mich seit Jahren. Ihrem Scharfsinn wird es nicht entgangen sein, daß mein Herz die Gefühle ehrlichster Bewunderung und Verehrung Ihnen seit lange entgegenbringt. Und wenn ich auch gegenwärtig noch nicht in der Lage bin, mir die Freuden einer eigenen, glücklichen Häuslichkeit bereiten zu können, so halte ich es doch für meine Pflicht, Ihnen schon heute einen Beweis der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und Wünsche zu geben. Wir sind ja beide noch jung und können warten, aber ich habe geglaubt, daß sich das Warten in der Gewißheit des künftigen Glücks leichter ertragen läßt.“

Emmy hatte die Worte des jungen Mannes in sprachloser Ueberraschung angehört. Jetzt trat ein unwillkürliches Lächeln auf

ihre Lippen. Vor einer Viertelstunde noch hatte sie bei dem Gedanken gezittert, daß ihr dereinst das Los einer alten Jungfer beschieden sein könnte, und da fiel ihr plötzlich ein Heiratsantrag in aller Form in den Schoß.

Emil Ehrlich deutete das Lächeln des jungen Mädchens in einem seinem Antrage günstigen Sinn und mit fester, freudig klingender Stimme fuhr er fort: „Darum, Fräulein Emmy, frage ich Sie, ob ich mir schmeicheln darf, daß meine Gefühle in Ihrem Herzen einen entsprechenden Widerhall finden und ob Sie die Hand eines armen, aber ehrlichen Menschen nicht für zu schlecht halten, um sich von ihr durch das Leben geleiten zu lassen.“

Der junge Mann streckte ihr in energischer Bewegung seine Rechte entgegen und sah ihr mit hoffnungsvollem Blick in das nachdenkliche Gesicht. Seine anfängliche Befangenheit hatte ihn vollständig verlassen. Es war ja nicht denkbar, daß sie seinen Antrag zurückweisen würde, hatte sie doch seine Huldigungen immer freundlich entgegen genommen und entsprachen doch seine Verhältnisse durchaus den ihren.

In Emmy zuckte für einen Augenblick das Verlangen auf, in die so aufrichtig gebotene Hand einzuschlagen und dem ehrlichen, guten Menschen an die Brust zu sinken. Seine Herzengüte und seine aufrichtigste Liebe verhieß ihr eine glückliche, wenn auch bescheidene Zukunft. Aber ebenso schnell wie diese Regung in ihr entstand, erlosch sie auch wieder. Sollte sie deshalb den ärmlichen Räumen des Elternhauses den Rücken kehren, um in noch ärmlichere einzutreten? Es war ein ruhiger, kalter Blick, der ihn jetzt aus ihrem Auge traf und mit feier Stimme erwiderte sie: „Ihre Erklärung ehrt mich und verdient meinen herzlichen Dank, aber haben Sie sich auch klar gemacht, welche Mittel heutzutage ein Haushalt bei dem teuren großstädtischen Leben beansprucht? Ich bin arm —“

„Wie ich!“ fiel er hier ein und mit einem, etwas gezwungen erscheinenden Versuch zu scherzen, setzte er hinzu: „Der eine hat also nichts vor dem anderen voraus.“

Ihre erste Miene, der unbewegte Ton ihrer Stimme beunruhigten ihn.

„Das ist es eben,“ fuhr sie mit derselben ruhigen Gelassenheit fort, „weßhalb mir Ihre gut gemeinte Absicht doch allzu gewagt vorkommt. Aber vielleicht sind Ihre Aussichten für die Zukunft günstiger als ich glaubte?“ Das letzte war eigentlich nur eine höfliche Phrase, um ihm Zeit zu gewähren, sich zu fassen und in den Gedanken an das Scheitern seiner Hoffnungen zu finden. Sie kannte seine Verhältnisse und Erwartungen ziemlich genau, war doch seine Karriere eine ähnliche wie die ihres Vaters.

„Sie wissen,“ hob er von neuem mit ganz erheblich vermindertem Selbstgefühl an, „daß ich zur Zeit nur diätarisch beschäftigt bin, aber in zwei Jahren spätestens kann ich auf eine feste, pensionsberechtigte Anstellung mit einem Anfangsgehalt von fünfhundert Thalern rechnen.“

„Fünfhundert Thaler!“ rief sie in einem Tone aus, der dem jungen Mann in die Seele schnitt. Das Gehalt ihres Vaters betrug achthundert Thaler und es erwies sich zu ihrem Schmerze oft genug als unzulänglich, um ihren Ansprüchen an das Leben Genüge leisten zu können. Und auf das beneidenswerte Glück — ein höhnisches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel — die Frau eines Mannes mit einem jährlichen Einkommen von fünfhundert Thalern werden zu können, sollte sie zwei lange Jahre warten! Dieses Ansinnen war eigentlich doch mehr als naiv und sie wollte der ganzen lächerlichen Bewerbung kurz ein Ende machen.

„Ihr Antrag, Herr Ehrlich,“ beschied sie mit harter Stimme, während sie sich zugleich erhob, „ehrt mich, wie gesagt. Aber ich glaube es Ihnen und mir selbst schuldig zu sein, wenn ich es ablehne, die Zahl der in freudloser Dürftigkeit vegetierenden Ehen noch um eine vermehren zu helfen.“

Emil Ehrlich, der ebenfalls aufgestanden war, erblaßte, aber noch mochte er die Hoffnung, sie umstimmen zu können, nicht gänzlich aufgeben.

„Gewiß, fünfhundert Thaler,“ begann er, mit bittendem Blick zu ihr hinübersehend, „bilden kein sonderlich hohes Einkommen, aber bei bescheidenen Ansprüchen meine ich — — — Vielleicht würdigen Sie meinen Antrag in Gemeinschaft mit Ihren verehrten Eltern einer ruhigeren Erwägung — ich kann ja warten, und —“

„Nein, nein,“ unterbrach sie ihn fast heftig — „wozu sich in trügerischen Hoffnungen wiegen! Alles Ueberlegen könnte ja doch an der Thatsache nichts ändern, daß die beiderseitigen Mittel zu geringfügig sind, um ein glückliches, zufriedenes Eheleben erhoffen zu lassen.“

Auf diese bestimmte, ja schroffe Ablehnung mußte Emil Ehrlich nichts zu erwidern und nach einer hastigen, mißlungenen Verbeugung verließ er wortlos das Zimmer, in welchem sein schönster Traum zu Grabe getragen worden war. Emmy aber begab sich in die Küche zur Mutter, um über das Vorgefallene zu berichten.

Schon in den nächsten Tagen ging Emma Öbring mit bewundernswerter Konsequenz daran, die Theorien, welche sie im einsamen Stübchen an ihrem Geburtstage in bezug auf ihr künftiges Benehmen der Männerwelt gegenüber ausgeklügelt, auch praktisch im Verkehr mit derselben in Anwendung zu bringen. Den jungen Männern ihres Bekanntenkreises, bei denen ihr von vornherein jeder ernsthafte Gedanke an eine eventuelle Heirat ausgeschlossen schien, begegnete sie, mochte die Persönlichkeit des einen oder andern auch noch so anziehend sein, sein Wesen auch noch so liebenswürdig sein, kühl bis ans Herz hinan.

Bot ihr gelegentlich auf der Straße ein Herr seine Begleitung an — was ja jedem alleingehenden hübschen Mädchen in Berlin wiederholt geschieht — so hatte sie früher immer das Verfahren beobachtet, das Anerbieten solcher Männer, deren Gesicht und Manieren ihr nicht gefielen, unbeantwortet zu lassen, ja erforderlichen Falls mit der Unerblichkeit und Energie einer echten Berlinerinnen zurückzuweisen. Jetzt sah sie nicht mehr nach dem Gesicht, sondern nach dem Rock, und sobald sich ein ihr näherer Herr seiner äußeren Erscheinung nach zu den „Gutsituierten“ zu zählen schien, nahm sie nach einigem koketten Zögern mit gut gespielter Schüchternheit seine Begleitung an. Natürlich unterließ sie nicht, gelegentlich in dem sich entspinnenden Gespräch die Bemerkung einfließen zu lassen, es sei das erste Mal, daß sie sich die Gesellschaft eines ihr Unbekannten gefallen lasse und sie wisse eigentlich selbst nicht, warum sie diesmal eine Ausnahme von ihrem sonst unerschütterlich strengen Verhalten in dieser Beziehung gemacht habe. Das stellte nicht nur ihre Sittsamkeit in ein günstiges Licht, sondern mußte auch zu gleicher Zeit der Eigenliebe des betreffenden Herrn schmeicheln, der zu seinen Gunsten ein Abweichen von einem ihrer Grundsätze erfolgen sah. Jede Einladung, ihrem Begleiter nach irgend einem Restaurant oder nach einem Konzert zu folgen, wehrte sie mit einem starken Aufwande von sitlichem Pathos ab. Was der Herr von ihr dachte? Ob er sie in die Kategorie der Putzmacherinnen und Baden-Mamsells einrechnete? Sie sollte ein öffentliches Lokal besuchen in Begleitung eines ihr gänzlich Fremden, der sich ihren Eltern noch nicht einmal vorgestellt habe? Unmöglich!

Der Wink war deutlich genug. Beharrte dennoch ein Harthöriger, unempänglich für die empfangene Hinweisung, bei seiner Einladung, so wurde sie noch deutlicher. Wenn der Herr sich wirklich für sie interessiere und ihm ehrlich daran liege, ihr ein Vergnügen zu bereiten, so möge er persönlich die Erlaubnis der Eltern einholen. Die regelmäßige Folge dieses energischen Apells war die, daß der betreffende Herr hoch und teuer gelobte, den „geehrten Eltern“ schon am nächsten Tage seine Auswartung zu machen, aber ebenso regelmäßig folgte dieser Versicherung das —

Nichterscheinen des Fremden. Es war die alte Geschichte: er merkte die Absicht und wurde verstimmt. O diese Männer!

Das kluge Mädchen gelangte nach einigen mißlungenen Versuchen zu der Einsicht, daß sie in dieser Weise nie zu ihrem Ziele



Ein zu Nisch in Serbien aufgefundener Bronzekopf Konstantins des Großen.

gelangen würde. Es mußte irgend etwas Besseres unternommen werden. Aber was? Da fiel ihr ein, daß von alters her die

heiratslustigen Berlinerinnen ein Konzerthaus im Westen als eine Art von Heiratskomptoir in Anspruch zu nehmen pflegten und namentlich von den Donnerstag-Abenden hieß es, daß sie besondere Chancen für reelle Eroberungen böten. Ja, es ging im weiblichen Bekanntenkreise Emmas die Sage, daß einmal wahr und wahrhaftig eine an einem „Heirats-Abend“ im Konzerthause angeknüpfte Bekanntschaft zwischen einer Registrators-tochter und einem jungen Kaufmann zu einer glücklichen Ehe geführt habe. Was jener gegliickt, konnte ihr auch gelingen.

[Fortf. folgt.]



Die Töchter des Zaren: Großfürstinnen Olga, Tatjana und Maria.

Ostereiersuchen.

Von Kina Fabian.

(Nachdruck verboten.)

Auf die guten alten Sitten der Heimat wirkt der Aufenthalt in der Großstadt erstaunlich nivellierend. Wenn ich bedenke, wie in meiner Jugend Ostern gefeiert wurde! Gründonnerstag gab's großes Glückwünschen der Schulkinder, die mit allerhand Freßalien beschenkt wurden; das Mittagessen bestand aus Eiern und einer Honigkugel; der Karfreitag wurde still zu Haus verbracht; nachmittags von fünf bis sechs läuteten die Glocken; am Osterfonnabend begann im Garten das Eiersuchen und am ersten Feiertag wurde das Osterlamm verpeist, das mußte ganz „knusprig“ sein und mit sähem Teig „gefüllt“.

Wie anders heute! Da ist das Glückwünschen der Schulkinder grober Unfug, an eine Honigkugel denkt niemand mehr, der Karfreitag wird zu Ausflügen benutzt, das Osterlamm ist den Großstädtern zu „weichlich“, so daß nur noch das Eiersuchen übrig bleibt! Freilich, im Garten kann man die Eier auch nicht verstecken, — woher in Berlin einen Garten nehmen und nicht stehlen. Aber wir hatten ja Zimmer genug, dann den Balkon und das Badegelaß.

„Wir wollen dies Jahr Ostern recht festlich begehen,“ erklärte ich meinem Mann, „es ist doch immerhin das Fest der wieder erwachenden Natur, und wie die Heiden der Göttin Ostara Opfer brachten, so müssen auch wir . . .“

„Ach, bitte,“ unterbrach mich mein Mann, „ich will nicht allzu viel Opfer bringen, ich habe an den zweien schon genug.“

„An welchen zweien?“ staunte ich.

„Nun, paß auf,“ entgegnete er, „Opfer eins: ein Frühling-Cape, gleich Mart vierzig, Opfer zwei: ein Frühling-Hut gleich Mart zwanzig; Summa sechzig Marklein. Mehr möchte ich der heidnischen Ostara wirklich nicht opfern.“

„Aber Männchen, so meine ich das ja gar nicht,“ lenkte ich ein, „mir kam es jetzt wirklich nur darauf an, Deine Gedanken auf eine äußere, ganz billige Osterfreude hinzulenken. Sieh mal, bei mir zu Hause gab es immer sehr viel Spaß beim Ostereiersuchen. Die bunt gefärbten Eier wurden versteckt im Rasen, in Bostlets, an Baumwurzeln . . .“

„Wo willst Du denn hier Rasen, Bostlets oder Baumwurzeln herkriegern?“ fragte mein Mann.

„Nun ja, die giebt's freilich hier nicht,“ pflichtete ich ihm bei.

„In meiner Heimat versteckte man die Eier eben im Garten. Aber da wir hier keinen haben, benutzen wir die Zimmer dazu. Unterm Buffet, im Sopapolster, auf dem Balkon im Blumentopf, im Badegelaß an den Wasserrohren, — ach, das wird ein lustiges Suchen geben! Wie werden sich da die Kinder freuen; hör' mal, Ernstchen,“ wandte ich mich an meinen Jungen, „willst Du mit Ostereier suchen?“

„Ja, Muttschen,“ jubelte der, „wer bringt denn die?“

„Die legt der Osterhase,“ belehrte ich ihn ganz ernsthaft.

Der Junge warf einen Blick auf Papa und als der verlegen hüftelte, lachte er laut auf: „Der Osterhase? Ach, das glaube ich nicht. Zu Ostern giebt's ja gar keine Hasen, und solche, die Eier legen, erst recht nicht. In meinem Lesebuch steht: ‚Die Hasen sind Säugetiere und bringen lebendige Junge zur Welt, — da brauchen sie also gar keine Eier. . .‘“

„In der Naturgeschichte scheint Dein Sohn beträchtliche Fortschritte gemacht zu haben,“ beendete mein Mann das Gespräch, das mir unerquicklich zu werden drohte. „Dem Jungen darfst Du, wie Du siehst, mit Deinen Ammenmärchen aus Deiner heimathlichen Türkei nicht mehr kommen.“

„Daß meine Heimat zurüde,“ erwiderte ich ärgerlich, „von den gemüthlichen Volksbräuchen, die bei uns gang und gäbe sind, hast Du in Deinem trübseligen hinterpommerschen Flecken überhaupt kein Wort auch nur erzählen hören. Einer dieser reizenden Bräuche war auch das Eiersuchen zu Ostern, und das werde ich am ersten Feiertag in der gelungensten Form Dir und den Kindern vorführen.“

„Da wird wohl kein Ei ganz und kein Auge trocken bleiben,“ stöhnte mein Mann, steckte seine Duldermiene auf und goß sich einen kräftigen Schluck Rum in seine Theetasse.

Das Färben der Eier war mir prächtig gelungen; Zwiebelschalen machten dieselben gelb, Rothholz färbte sie rot, und auch für weiße Tupfen hatte ich gesorgt. Für die Kinder hatte ich die Namen in die Schalen gekritzelt: Ernstchen stand auf dem einen, Mariechen auf dem anderen. Erst wollte ich auch den Vornamen meines Mannes verewigen, aber das ließ ich schließlich sein, denn der hatte in den letzten Tagen derart den Hausknecht herausgebissen, daß ich, um die Wahrheit zu kriegen, „Drummbär“ hätte auf die Eierschale übertragen müssen.

Während ich alle Sorgfalt auf die Schalen der Eier verwendete, hatte ich mich leider um das Innere derselben etwas zu wenig gekümmert. Ich wußte schließlich wirklich nicht mehr, ob dieselben drei, fünf oder zehn Minuten gekocht hatten. Außerdem hatte ich sie nicht zu gleicher Zeit in den Topf gelegt. Na, das war ja am Ende egal; ob dieselben weich, pflaumenweich oder hart wurden, war Nebensache, Hauptsache waren die bunten Schalen, und die waren famos geraten.

Sorgfältig fischte ich die Ostereier aus den verschiedenen Säucen, es war kein Fehl an ihnen, so daß ich auf meine Leistung stolz sein konnte. Als die übrige Familie noch beim Kaffeetisch saß, machte ich mich daran, die Eier sorgfältig zu verstecken. Das war gar nicht so leicht, denn ich mußte die Verstecke sehr sorgfältig wählen, wenn das Auffinden nicht zu leicht sein sollte.

Zuerst kam das Speisezimmer dran, — eins beim Ofenvorsetzer, eins an den Ofen selbst. Die Marke „Ernstchen“ steckte ich in die Visitenkartenschale, „Mariechen“ wanderte in die Balkonecke, während ich außerdem noch in den Spaltieren des Ehepaarkastens drei rote und drei gelbe unterbrachte. Ein gesprenkeltes kam in die Badestube unter den Griff der Brause, die weißgelben steckte ich in die Asche des Ofens und den Rest legte ich die Hinterseite der großen Wanne entlang.

Ich seufzte erleichtert auf, als mir das schwierige Werk glücklich gelungen war! „Jetzt kann das Suchen beginnen,“ verkündete ich triumphierend den noch mit dem Frühstück Beschäftigten.

„Doah,“ gähnte mein Mann und legte langsam die Zeitung beiseite. „Muß das sein?“

„Wenn Dir das Büden zu viel ist, dann kannst Du ja bei Deiner Zeitung sitzen bleiben,“ bemerkte ich. „Aber ich meine, es ist notwendig, daß Du Deinen Kindern mit gutem Beispiel vorangehst.“

„Sehr richtig,“ stöhnte mein Mann. „Also los, Kinder!“

„Bitte zuerst in das Speisezimmer,“ lud ich ein.

Mein Mann riß ziemlich ungestüm die Thür auf, und während die Kinder an ihm vorbeistürmten, machte er einen großen Schritt nach vorn, stieß an den Ofenvorsetzer, stolperte und — quaaatsch, hatte er das erste Osterei zertreten, und zwar so gründlich, daß Dotter und Eiweiß in schönster Harmonie, einem Bächlein gleich, über das Parkett dem Teppich zuströmten! „Das Ei war weich, das kann nur drei Minuten gekocht haben,“ lachte mein Mann in seinem Galgenhumor, um gleich darauf auf einen harten Gegenstand zu treten, der aus der Ofenrinne gerollt war. „Man kommt ja hier aus dem Purzeln nicht heraus,“ rief er grimmig und gab dem roten Dinge einen Tritt, daß es bis zur Wand flog und an dem Tischbein zerstückelte. Aus der Schale löste sich ein weißes Etwas und rollte gleich einer Billardkugel zwischen Ofen und Wand hin und her. „Oh,“ staunte mein Mann, „das ist ein hartes, das kann ja ein Viertelstündchen gebrodelt haben.“

„Papa, Papa,“ kreischte das Ernstchen vom Tisch her, „hier ist auch eins, hier bei den Visitenkarten,“ — er warf dieselben durcheinander, um dann in lautes Wehklagen auszubrechen.

„Wer thut Dir denn was, mein Ernstchen,“ fragte ich teilnehmend.

„Mama, liebe Mama,“ schluchzte er und legte sich bald den rechten, bald den linken Zeigefinger ab, „mein Osterei ist schon ausgebrütet.“

Erstrocken blickte ich nach der Visitenkartenschale. — Selblich, schleimig, nach unten triefend zog's durch die zarten Karten, deren Aufschriften verwüstend, vernichtend. Das Osterei „Ernstchen“ war längs des Namens aufgeplatzt, ich hatte tiefen wohl zu tief eingeritzt.

„Wetten?“ rief da mein Mann, „da's ist ein Fünf-Minuten-Kocher, so was Pflaumenweiches — die Visitenkarten können das beständigen.“

Ich besichtigte zwar schleunigst die Unheil drohende Schale, aber ich hatte doch an meinem Selbstgefühl etwas eingebüßt. Ich gab mir Mühe, das zu verbergen, und öffnete die Balkonthür. „Mariechen,“ redete ich meinem Töchterchen zu, „such doch mal hier, da wirst Du schon Dein Ei finden,“ — und ich gab ihr unmerklich die Direktive nach der bewußten Ecke. Zuerst folgte sie meinem Winke ohne Widerspruch, aber sobald sie einen Blick auf den Asphalt geworfen hatte, verzog sie ihr Gesicht zu einer jämmerlichen Grimasse.

„Nun, Mariechen,“ ermunterte ich sie, „hebe doch Dein Osterei auf!“

„Ne,“ rief sie weinend und machte eine Gebärde des Abscheus.

„Aber warum denn nicht, mein Süßling, mein Herzchen, mein alles?“ fragte ich. „So nimm doch das schöne Eichen . . .“

„Ne!“ schrie das Kind und wich mehr und mehr in den Hintergrund zurück. Da trat mein Mann hinzu und wollte nach der Ecke steuern — „Papaa, Papaa,“ gellte da das Mädchen auf, „nicht angreifen, nicht hineintreten . . .“

Aus der Ecke rieselte ein weiß-gelbes Bächlein. Mein Mann prallte zur Seite und wäre bei einem Haar mit dem Ellenbogen durch die Fensterscheibe gefahren, wenn er nicht noch im letzten Augenblick das Ehepaarspaltier erwischt hätte. Das bekam erklärlich auch einen kräftigen Ruck und — rechts und links fielen die schönen gelben und roten Ostereier aus den Spaltieren, die gelben Klatschten unten auf dem Bürgersteig auf, die roten verkrümelten sich zwischen den Pflanzkästen.

„Ah, famos, famos,“ lachte mein Mann, „Du läßt ja zur Osterfeier alle Puppen tanzen! Aber weißt Du, die Eier in der Badestube kannst Du Dir allein wieder zusammenlesen — oder wollt ihr noch welche suchen, Kinder? Ich für meine Person habe den Unsinn satt.“

„Nein, Papa,“ erklärte Ernstchen . . .

„Ne,“ trozte Mariechen, alle meine guten Ermahnungen in die Luft schlagend . . .

„Das muß ich mir aber doch ausbitten,“ erklärte ich, „mein guter alter Brauch aus der Heimat ist kein Unsinn. Ich ahnte freilich nicht die Schwierigkeiten . . .“

„Ja, ja,“ bemitleidete mich mein Mann, „man ahnt es nicht . . .“

Aber nun seht Euch mal die Ostereier auf meinem Schreibtisch an —

„Ach, das war herrlich! Ein Hase mit gefülltem Korb, eine Hässtin mit gefüllter Schwinge — Ei reihte sich an Ei! Dazwischen Sträußchen aus Veilchen, Schneeglöckchen, Hyacinthen. Ein entzückender Duft! Papas Ostereier sind doch viel besser,“ meinte Ernstchen und biß dem ersten Schokoladenhasen den Kopf ab.

„Papas Ostereier schmecken gut,“ versicherte Mariechen und bearbeitete den rechten Hinterlauf.

Ich nahm den Kindern schnell den Osterhasenrumpf aus den Fingern, lösete ihn, fand ihn sehr wohlischmeckend und sagte kalt lächelnd zu meinem Mann: „In der Konditorei kann jeder Ostereier laufen, das ist keine Kunst, aber . . .“



„Ehre sei Gott in der Höhe!“ Nach dem Gemälde von L. Max-Ehrler.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

—*— Das Mädchen aus der Fremde. —*—

Roman von John Strange Winter. Autorisierte Bearbeitung von S. Spiegel.

[Nachdruck verboten.]

Vera Blount war achtzehn Jahre alt. Der Tag, an dem das junge Mädchen ihre Erbschaft antreten sollte, brach klar, heiter und sonnig herein. Sie saß im Bibliothekszimmer ihres Vormundes und folgte seinen Auseinandersetzungen, wie hoch sich ihr Einkommen beliefe und auf welche Weise es angelegt sei. Dann räusperte er sich und begann nach kurzem Zögern: „Und nun, meine liebe Vera, habe ich Dir noch einen Brief zu übergeben, den ich vor mehr als acht Jahren von Deinem verehrten Onkel, dessen Erbin Du bist, empfang. Ich kenne seinen Inhalt nicht, obgleich ich ihn zu erraten glaube. Jedenfalls wirst Du ihn einer ernsthaften Betrachtung unterziehen und über ihn nachzudenken wünschen. Nimm ihn also mit auf Dein Zimmer und lies ihn dort durch.“

„Gut,“ erwiderte das junge Mädchen und streckte die Hand nach dem Schreiben aus, „ich werde ihm meine ganze Aufmerksamkeit zuwenden.“ Und dann entfernte sie sich, das Papier in den schlanken Händen haltend, ohne eine Ahnung dessen, was es enthielt und was ihr das Herz brechen sollte.

Seitdem Vera in Mr. Woods' Hause in London lebte, hatte sie eine Flucht von Zimmern für sich, ein Wohn-, ein Schlaf- und ein Toilettenzimmer. Sie begab sich in das erstere und setzte sich an das offene Fenster, um in Ruhe und Behaglichkeit lesen zu können. Bis jetzt hatte sie einen entzückenden Geburtstag verlebt, sie hatte einige prachtvolle Geschenke erhalten, unter anderen ein Brillantarmband von ihrem Vormund. Und in ihrem jungen Herzen mit aller Welt in Frieden, erbrach sie das Siegel des Briefes, der so lange auf sie gewartet hatte und fing an zu lesen . . . und las weiter . . . weiter . . . weiter, mit Augen, die sich langsam vor Entsetzen vergrößerten, und mit einem Herzen, das sich zu Stein zu verwandeln schien, nachdem es endlich den Sinn der mit schwacher Hand geschriebenen Zeilen begriffen hatte.

Sie las den langen, engbeschriebenen Brief zu Ende, las ihn wieder und noch einmal . . . nicht mehr das zarte, kindliche Geschöpf, das soeben noch auf der Schwelle des Lebens gestanden, sondern eine Frau, deren Schicksal sich plötzlich zu einer Tragödie umgewandelt hatte. So saß sie stundenlang da, unbeweglich, überwältigt von sprachlosem Entsetzen. Aber endlich begannen die erbleichten Lippen sich zu regen und ein Flüstern stahl sich hinaus in den sonnigen Morgen: „O mein Gott,“ stöhnte sie, „was habe ich gethan . . . was habe ich gethan?!“

Viele Menschen fanden, daß Landrach das langweiligste Nest auf Gottes Erdboden sei; das war es auch vielleicht für sie, für die geborenen Landracher aber gab es keinen Platz, der so himmlisch schön, wie ihr kleines, einfaches Seestädtchen war. Gewiß, es war klein, wenigstens nicht groß, was die Ansichten vielleicht geändert hätte. Es war im Besitz einer alten, schönen Kirche mit hohem Turm, der sich in mehr oder minder guter Verfassung befand, es hatte den hübschesten Friedhof, den man sich denken konnte, und war stolz auf ein altes Schloß, dessen Entstehen man zurückdatierte bis auf — aber damit wollen wir uns lieber nicht befassen, sonst würden Sie meine Geschichte nie zu hören bekommen und ich bilde mir ein, daß Sie derselben doch noch den Vorzug geben könnten. Auch ein Schlossherr residiert dort, ein Doktor, verschiedene pensionierte Militärs, die das Leben am Ort gut und billig fanden, und welche die romantische Küste liebten. Dann gab es noch einige Damen, die ihr kleines Einkommen dort verzehrten, verschiedene Läden und eine Reihe Armenhäuser. Die alten männlichen Bewohner derselben trugen scharlachrote Röcke, die angenehm gegen die steilen, grauen und grünen Klippen abstachen, und die weiblichen Insassen kleideten sich in Mäntel, welche zu den roten Röcken paßten. Nichts war schmutzig oder gemein in Landrach, die Vornehmen blieben vornehm, das Fischervolk Fischervolk. Keiner wollte je etwas Besseres werden. Es war kein Ort, wo der eine sich mehr dünkte als der andere. Fast alle fühlten sich in ihrer Stellung wohl, und obgleich solch friedliche Idylle das Leben nicht gerade interessanter macht, so war es vielleicht eben deshalb der angenehmste Ort, um gemütlich das Dasein zu verträumen oder seine Tage zu beschließen.

Die guten Landracher waren eigentümlich konservativ in ihrem Tun und Treiben. Sie lebten nach wie vor in denselben alten Steinhäusern und machten Raum, so gut es eben ging, wenn ihre Familien sich vergrößerten. Sie dachten nie daran, in geräumigere, bequemere Wohnungen zu ziehen. Allerdings standen ihnen auch keine besseren und passenderen zur Verfügung, und so war es gut, daß sie aus der Not eine Tugend machten. Kein Mensch in Landrach hatte solch moderne Träume wie Bauen, es sei denn, daß die Notwendigkeit gebieterisch dazu zwang. Manch-

mal geschah es, daß alte Häuser zusammenstürzten und diejenigen, die in denselben gewohnt hatten, sich ein anderes Domizil suchen mußten, und da es deren sehr wenige am Orte gab, ward das Bauen eine Notwendigkeit und kein Luxus.

Ein Grundstück aber gab es, das keine Bewohner hatte. Ungefähr 40 Jahre vor Anfang dieser Erzählung war ein Fremder nach Landrach gekommen, hatte sich ein Stück Land dort gekauft und sich ein Haus darauf bauen lassen. Die Besitzung umfaßte einen großen Park, einen breiten Rasen, einen Obst- und Gemüsegarten, eine südliche Mauer für Obstbäume, einen großen Wintergarten, ein Treibhaus für Weinlöbe, mit einem Wort, alles Wünschenswerte, was etwaige Häusermacker mit dem Namen eines „Bijou“ bezeichnen würden. Es waren natürlich auch Stallungen dabei, zwei Ställe und eine Box, die aber leider seit dem Tode des Eigentümers nur selten benutzt wurden. Denn der Erbauer dieser reizenden Besitzung, der 25 Jahre lang in Einsamkeit und nur mit der Dienerschaft als einziges Bindeglied zu der Außenwelt gelebt hatte, war unbemerkt, unbetrachtet, unvermischt und, wie es schien, gänzlich alleinsehend gestorben. Die guten Landracher hatten wenig genug von ihm gewußt. Er hatte in höflicher Weise die ihm gemachten Besuche erwidert, als man ihn aber zu den kleineren Festlichkeiten einlud, die hier und da die gleichmäßige Ruhe des Dertchens unterbrachen, lehnte er stets beharrlich ab. Nicht unhöflich, o nein, denn bei Mr. Lennard gab es nichts Unhöfliches. Aber fest, einfach und mit Würde erklärte er, daß er nirgends hinginge und nur ruhig und zurückgezogen zu leben wünsche. Bei dem Geistlichen fügte er noch einen ansehnlichen Geldbetrag bei, damit für die dringendsten gegenwärtigen Bedürfnisse der ärmeren Bevölkerung gesorgt werden könne.

So führte Mr. Lennard sein eigenes Leben, und die Bewohner von Landrach beschäftigten sich nicht weiter mit ihm. Allerdings wunderten sie sich nicht wenig, besonders in der ersten Zeit seines Aufenthaltes, was wohl den Mann in der Blüte seiner Jahre veranlaßt haben mochte, in dies einsame Fischerdörfchen zu ziehen und wie ein Einsiedler zu leben. Da es aber niemand wagte, auch keiner mit Mr. Lennard vertraut genug war, ihn um den Grund zu fragen, blieb ihnen derselbe natürlich verborgen. Als er endlich starb, glaubte man, daß nun etwas geheißen müsse — es geschah aber nichts. Allerdings kamen zwei seine Herren in mittlerem Alter aus London und ordneten das Begräbnis an; das Silber und die Wertgegenstände wurden verpackt und eine anständige Aufseherin für das Haus gemietet. Sie war die Frau des Gärtners, der nach wie vor die Anlagen besorgte und das alte, sette Pöth pflegte, das es sich in der großen, leeren Box äußerst wohl sein ließ.

Diese beiden Herren fragte der Geistliche — nicht derselbe, der einst Mr. Lennard besucht hatte, sondern der neue, der sechs bis sieben Jahre im Amt war, so ganz nebenbei, und als ob er nicht, gleich der ganzen Gemeinde, vor Neugier verginge, ob man in dem Landhaus eine Familie erwarten dürfe.

„Vielleicht werden Sie selbst einen Teil des Jahres hier zubringen?“

„O nein,“ war die Antwort. „Weder Mr. Griffith noch ich gehören zu Mr. Lennards Erben. Er hat uns einige Kleinigkeiten und ein Legat vermacht zur Erinnerung an all die Jahre, die wir ihn gekannt haben. Wir sind nur seine Testamentsvollstrecker und, was wir stets waren, die Anwälte des Verstorbenen. Das ist alles.“

„Und der Erbe?“ deutete der würdige Geistliche an.

„Die Erbin,“ verbesserte Mr. Wood, „ist ein kleines Fräulein, noch nicht ganz zehn Jahre alt, welches fürs erste noch nicht hierher kommen dürfte. Gegenwärtig ist sie in einer Schule in Frankreich.“

„Dann wird also das Landhaus vermietet werden?“ warf der Pfarrer ein.

„Mr. Lennard hat sich gegen eine solche Absicht vorgeesehen. Er hat klar und deutlich seinen Willen ausgedrückt, daß es nicht vermietet, sondern nur von seiner Erbin bewohnt werden soll und daß, im Fall dies der letzteren nicht konveniere, die Besitzung stets für sie in gutem Zustand erhalten werden muß.“

Erst einige Stunden später, nachdem die Anwälte längst auf der Rückreise waren, fiel es dem Pfarrer ein, daß er nicht einmal den Namen der jungen Erbin kannte, und daß er nicht wußte, ob Mr. Lennard ihr auch sein anderes Vermögen vermacht habe. Der arme Pfarrer fühlte mit innerer Beschämung, wie schlecht er die vortreffliche Gelegenheit benutzt hatte, um sich über den Grund der vielen Dinge, die seit 25 Jahren die Landracher beunruhigten, zu informieren. Aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Die beiden Leute des Gesetzes waren fort und er konnte

nichts mehr machen. Und wenn er sich auch noch so sehr ärgerte, die Thatsache wurde deshalb nicht besser. Es schienen auch keine weiteren Instruktionen zu kommen.

Die Dame, die in dem Distrikt, in dem Mrs. Bowles, die Aufseherin, früher gelebt hatte, ihre Besuche machte, setzte dieselben natürlich fort, obgleich letztere jetzt in das hübsche, kleine Pförtnerhäuschen an der Einfahrt des Landhauses gezogen war. Dieses Häuschen war so gebaut, daß sich sein Eingang außerhalb des stets verschlossenen Parthores befand, so daß selbst das neidischste Auge keinen Blick in die Gärten werfen konnte. Und die hohen Mauern, die die drei anderen Seiten des gesamten Besitzes umschlossen, verhinderten ebenfalls eine solche Absicht. Nur die Vögel und die Besitzer eines Luftballons hätten über sie hineinschauen können, aber die Vögel waren als Vermittler völlig nutzlose Geschöpfe für die Landdracher, und so etwas, wie einen Luftballon, hatte man dort noch nie gesehen.

Auch die Dame, die sich Mrs. Bowles' geistiger Interessen annahm, gewann keinen Einblick durch ihren Besuch. Von keinem Fenster des Häuschens konnte man in die Besichtigung hineinschauen, eine Mauer, fast ebenso hoch als die um den Park, verdeckte vollständig die Aussicht.

„Sie leben sehr ruhig und abgeschlossen hier, Mister Bowles,“ sagte Miß Peacock mit angenommener Gleichgiltigkeit.

„Ach ja, Miß, ich langweile mich manchmal so, daß ich mit dem Kopf durch die Wand rennen möchte,“ sagte die Pförtnerin.

„Die Mauern machen es hier sehr finstler,“ bemerkte die andere Frau.

„Und ich habe bis jetzt immer in einer hellen, lebhaften Gegend gewohnt. Da wir keine Kinder haben — deshalb sind Bowles und ich für die Stelle angenommen worden — möchte ich manchmal die ganze Woche weinen. Bowles sagt aber, wir hätten einen so guten Platz, wo fast nichts zu thun ist, wo niemand einem etwas zu befehlen hat und wo wir dreißig Schilling die Woche bekommen, abgesehen davon, was wir noch aus dem Gemüsegarten heraus schlagen, und wir wohnen in einem so netten Häuschen, daß wir der Vorsehung ins Gesicht schlagen würden, wenn wir nicht zufrieden wären. Manchmal ist es aber doch zu einsam. Ja, liebe Miß, wenn ich das kleine Fenster nicht hätte, aus dem ich auf die Straße sehen kann, ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich thäte.“

„Sie können doch in den Gärten spazieren gehen.“

„Ja, das kann ich, ich darf aber niemandem mitnehmen, wer es auch sein mag. Und wenn ich ein Kind bekäme — Gott weiß, was geschehen würde. Na, davor hab' ich nun keine Angst.“

„Also könnten Sie mir die Gärten nicht zeigen?“ fragte das Fräulein, sich vorsichtig den Weg bahndend.

„Um keinen Preis,“ erwiderte die geschwätige Mrs. Bowles mit Emphase, „um keinen Preis, ich darf es nicht thun, es würde uns unsere Stellung kosten.“

„Nun, ich bin nicht so neugierig,“ sagte Miß Peacock mit süßsaurem Gesicht. „Es ist aber doch sonderbar, da dies Haus leer steht und der neue Eigentümer nicht hier wohnt. Wenn er

allerdings auch ein solcher Misanthrop wie Mr. Pennard ist, dann kann ich mir die Sache erklären.“

Mrs. Bowles, die nicht die blasseste Ahnung hatte, was „Misanthrop“ bedeutet, erhob keine sonderliche Widerrede. Sie erriet aber instinktiv, daß das Wort keine Liebenswürdigkeit gegen den verstorbenen Eigentümer des Landhauses enthalte und unwillig mit der Nahe schlüpfend, bemerkte sie in spitzem Ton: „Was dies anbelangt, Miß, so wird Mr. Pennard schon seine guten Gründe gehabt haben, weshalb er so lebte und weshalb er solche Bestimmungen traf. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen gehabt . . . er war sehr gut gegen uns, er gab uns einen schönen Lohn, und wenn einem von der Dienerschaft etwas fehlte, war er stets mit Rat und That bei der Hand.“

Einige Minuten später nahm Miß Peacock mit gönnerhafter Miene Abschied und Mrs. Bowles begleitete sie hinaus. „Es scheint mir,“ sprach sie zu sich selbst und sah der guten Dame nach, die langsam den steilen Weg hinabschritt, „es scheint mir, als wenn Sie auch nicht klüger fortgegangen wären, als Sie gekommen sind. Ich hätte Ihnen wohl noch mehr sagen und Ihnen das Haus und die Gärten zeigen können, Sie sind mir aber ein bißchen zu freigebig mit Ihren Schimpfreden umgesprungen. Es war denn doch ein zu häßliches Wort, wenn ich es auch nicht verstanden habe. Keine Sorge, mein Herz, ich werde schon aufpassen und zuhalten, so zuhalten, wie es der arme Herr gern gehabt hätte, wenn er noch am Leben wäre — ja, das werde ich.“

Miß Peacock war nicht die einzige, die einen Blick in das verbotene Paradies des Landhauses zu werfen wünschte. Es dauerte noch eine ganz beträchtliche Weile, ehe die verschiedenen Bewohner von Landrach es aufgaben, die Skrupel des Ehepaars zu überwinden; aber ohne besseren Erfolg. Der verständige Bowles sagte noch am selben Abend, an dem das Fräulein sonentäuscht abgezogen war, zu seiner besseren Hälfte: „Nimm Dich in Acht, mein Kind, die Neugierde anderer Leute verdirbt uns keinen besseren Platz, wenn wir diesen hier verlieren. Wir haben unsere Instruktionen, und die müssen wir befolgen. Wenn noch einer heraufkommt und herumspionieren will, so schick' ihn nur zu mir.“ Mit dieser Drohung setzte er sich zum Abendbrot nieder und wollte nichts mehr von Miß Peacock und Konforten hören.

So verging Jahr auf Jahr und die Bowles waren immer noch die alleinigen Herrscher des ummauerten Landhauses. Kein Kind war gekommen, um die bestehende Ordnung zu stören, keine junge Herrin erschienen, um von dem hübschen Platz Besitz zu ergreifen. Im Dorf starben einige Leute und einer oder zwei heirateten, Kinder kamen in die Welt und das Leben ging seinen gewöhnlichen Gang weiter. Und seit fünfzehn Jahren hatte keiner außer dem Ehepaar den Fuß in das Haus gesetzt. Diese Regel wurde sogar so streng befolgt, daß, wenn ein Kamin gefegt, oder etwas ausgebessert wurde, man stets nach einem Arbeiter aus der zehn Meilen entfernten Stadt schickte. Thomas holte dann den Mann von der Station in seinem kleinen Wagen ab und brachte ihn auch wieder zurück.

[Fortsetzung folgt.]

✱ Allerlei. ✱

Die Wärmeentwicklung im Körper eines erwachsenen Menschen beträgt durchschnittlich täglich so viel, als erforderlich ist, um 2500 Kilogramm oder Vier Wasser um 1 Grad C. oder 25 Liter um 100 Grad C. zu erhitzen. Bei 100 Grad C. kocht aber das Wasser. Wenn wir also die im Laufe eines Tages in unserem Körper erzeugte Wärme zum Kochen verwenden könnten, so würden wir damit einen großen Topf mit 25 Liter Inhalt zum Sieden bringen. Wie würde es uns ergehen, wenn diese Wärme im Körper zurückgehalten, wenn ihr nicht vielmehr durch die Wärmestrahlung unserer ganzen Körperoberfläche ein Ausgleich nach außen hin möglich gemacht würde?

Der Erfinder Glisba Gray ist im Alter von 65 Jahren plötzlich gestorben. Gray war Inhaber vieler wertvoller Patente auf dem elektrotechnischen Gebiet, doch sein geschäftlicher Erfolg blieb stets sehr gering. Er erfand mehrere Verbesserungen in der Telegraphie und elektrische Apparate, vor allen den Telautographen, einen Fernschreiber, mit dem man auf elektrischem Wege Autogramme in genau denselben Zügen übermitteln kann. In den letzten Jahren beschäftigte sich Gray mit der Fertigstellung eines Apparates für Signalisierung von Glockentönen unter Wasser. Gray hat stets behauptet, der Erfinder des Telephons, auf welches Bell sein Patent erhielt, gewesen zu sein, und daß Bell ihm seine Konstruktion gestohlen habe. Er reichte am 14. Februar 1876 ein Patentgesuch für einen elektrischen Apparat für Uebermittlung gesprochener Laute ein. Aber schon drei Wochen später, am 8. März 1876, erhielt Professor Graham Bell ein Patent auf sein Sprachtelefon. Gray trat gleich damals mit der Beschuldigung hervor, daß Bell durch Bestechung eines Patentbeamten Einsicht in Grays Patentgesuch erhalten und sein eigenes Patentgesuch gemäß der Grayschen Konstruktion geändert habe. Es müßten sich daran langwierige Prozesse über die Urheberschaft des Telephons. Die von Gray erhobene Beschuldigung schien durch das Geständnis eines Patentamtsangestellten Namens Milbur bewiesen zu sein. Derselbe erklärte unter Eid, er habe Bell gegen eine Belohnung von 100 Dollars Einsicht in das

Patentgesuch Grays verschafft. Später widerrief Milbur diese Erklärung, wiederholte sie dann und stellte sie schließlich wieder in Abrede. Gray selbst hielt an seiner Behauptung zettelbens fest und sagte noch wenige Tage vor seinem Tode, daß die Konstruktion des Bellschen Telephons seine eigene, ihm gestohlene gewesen sei. Die Sache ist niemals ganz aufgeklärt worden. Erwiesen ist nur, wenn auch nicht für die Amerikaner, daß weder Bell noch Gray, sondern daß der Deutsche Philipp Reiß der Erfinder des Telephons war.

Die nationalen und finanziellen Geheimnisse der Zigeunermusik kamen in einer Gerichtsverhandlung zu Tage, die wir in Pariser Blättern finden. Der Impresario Rossé verklagte hiernach den Wirt des „Café du Paris“ auf 30 000 Franks Schadenersatz wegen Kontraktbruches. Die Musikanten in der kleidsamen Zigeunertracht stiebelten dort von Mitternacht bis 4 Uhr morgens und erhielten dafür 35 Franks für die Nacht, hatten aber das Recht, einige Male zu sammeln. Diese Sammlung hat von Februar 1898 bis Juni 1899 also in 17 Monaten, laut gerichtlicher Erhebung, die schöne Summe von 76 135 Franks ergeben. Die eleganten Paare, die im Café de Paris soupierten, ließen ihre Zwanzigfranks-Stücke und „blaue Lappen“ in die Zigeunertrappe regnen, außerdem galt es als sehr chic, sich ein bestimmtes Lieblingsmusikstück beim Kapellmeister zu bestellen. Dieser war auf den glücklichen Gedanken gekommen, mit diesen Lieblingsnummern seiner schönen Zuhörerinnen eine Auktion zu veranstalten: wer am meisten bot, konnte seinen musikalischen Wunsch aussprechen und gleich erfüllt haben. Das wurde den Damen um so leichter, als es doch die Herren waren, die schließlich zahlen mußten, und es ist vorgekommen, daß bis zur 25 Louis, d. h. 500 Franks für die „schöne blaue Donau“ oder eine andere Nummer bezahlt wurden. Das schönste Ergebnis der Verhandlung war aber die Zusammensetzung der „Zigeunertrappe“. Sie bestand aus zwei Spaniern vom Konservatorium in Madrid, zwei Italienern, einem Schweden und einem Deutschen und ihr „Primus“, Peder Moller, ehemals Geiger in den Kolonne-Konzerten, ist ein Däne — das ist die „Musik vom Zigeunerstamm.“

• Gemeinnütziges. •

Das **Mistkraten des Selleries** ist nicht selten, abgesehen von der Wahl einer geeigneten Sorte, auf ungünstige Bodenverhältnisse, Mangel an Feuchtigkeit und Dünger zurückzuführen. Auch die Zeit der Aussaat, die Qualität des Samens und die Pflanzzeit sind ausschlaggebend. Der Sellerie verlangt frühe Aussaat, zu Ende Februar ins Mistbeet, zeitiges Pflügen und starkes Lüften, darauf Auspflanzen Ende April bis Mitte Mai auf tiefbearbeiteten Boden mit kräftiger Düngung und reichlicher Feuchtigkeit. Dieselbe wird durch flüssige Düngung unterstützt. Zu enges Pflanzen hat reichliche Blattentwicklung, geringe Knollenbildung zur Folge. Am besten eignet sich humoser, sandiger Lehmboden und die Sorte Prager oder Erfurter Riesen, sowie der holländische Knollensellerie.

An **schattigen Stellen** kann man ebenso gut Rosenkohl wie Blätterkohl anbauen. Da beide eine vor starkem Wind geschützte Lage lieben, so pflanzt man sie am besten in der Nähe von Gebäuden. Auch unter schattigen Bäumen ist ihre Anpflanzung sehr zu empfehlen. Sie gedeihen, namentlich im Herbst, wenn das Laub von den Bäumen gefallen ist, noch ganz vorzüglich, weil an diesen schattigen Stellen der Wechsel zwischen kalt und warm nicht so schroff ist. Aus demselben Grunde wird man Rosen- und Blätterkohl auch an derartigen Stellen einschlagen.

Riesen-Chrysanthemum hatten die Japaner am Schlusse der Pariser Ausstellung zur Schau gestellt, Pflanzen, die etwa 150—200 gut entwickelte Blüten trugen. Um derartige Pflanzen heranzuziehen, werden schon im Dezember kräftige Stedlinge geschnitten und in eine recht sandige Erde gesteckt. Sowie sie etwas gewachsen sind, werden sie auf 6—8 Blatt pinziert und dann recht oft in immer kräftigere Nahrung verpflanzt, bis sie schließlich in Kübel von fast einem halben Meter Durchmesser kommen. Den Sommer über werden sie im Freien in eine recht fetten kräftigen Erde gepflanzt, wo sie bis Mitte Juli 5—6 Mal pinziert werden. Im Herbst kommen sie in ihren Ballen und Umfang angemessene Kübel, um dann im Winter diese enorme Blütenzahl zu bilden.

Wenn man die einer Henne untergelegten Eier in regelmäßigen Zwischenräumen mittels des Eierprüfers untersucht, was bei künstlichem Lichte leichter geht als bei Tage, so kann man die nicht angebrüteten Eier ausscheiden und die fruchtbaren Eier zweier oder mehr Hennen, wenn man will, einer einzigen zum Brüten geben. Die Eier aber müssen behutsam unter der sitzenden Henne hervorgezogen werden, um diese nicht zu beunruhigen. Man sollte es sich zur Regel machen, jedes Brutei genau zu datieren.

Briefpapier zu parfümieren. Wenn man in die Lage kommt, Briefpapier zu verschicken, so sollte man sich die Mühe nicht verdrücken lassen, in jeden Karton ein Päckchen echtes Veilchenpulver zu stecken. Ein solches kostet nur wenige Pfennige und erhöht den Wert der Gabe wesentlich.

• Nachtsisch. •

1. Rätselsprung.

um	wald	die	je	tung	solch	dir	er	küh	nen
see	sen	nach	und	ein	nem	die	du	ser	that
	wald	der	sel	gleich	sind	was	ne	schei	
	die	schroff	ba	reich	hil	dort	fall	der	
ßen	dem	be	fall	mit	che	dir	ies	und	zwei
	iehr	schie	kühn	trach	hild	tung	lenb	läßt	
	je	ver	don	that	hall	gleich	ni	schen	
schle	unter	was	tend	dann	trach	ttel	nen	ei	ger
und	die	ßen	hin	ner	zur	hin	be	fin	stei

2. Buchstabenrätsel.

a a e e g h i i m n p s t t

Aus obenstehenden Buchstaben sind durch Hinzufügen eines, allen gemeinsamen, Anfangs- und Endbuchstaben fünf Worte von je fünf Buchstaben zu bilden, sie bedeuten: 1. eine Hülsenfrucht, 2. ein nützliches Hausgerät, 3. einen Trank, den mancher gern hätte, 4. einen deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts, 5. eine topographische Bezeichnung. — Setzt man den Anfangsbuchstaben an das Ende, so entstehen fünf neue Worte, welche sind: 1. ein geographischer Begriff, 2. ein Zimmerschmuck, 3. ein englischer, weiblicher Vorname, 4. ein Fischereigerät, 5. ein Eigenschaftswort.

3. Kapselrätsel.

Tiere sind es, wirft man aber einen Kock hinein, Sieht man fleißig daran schaffen Frau und Mägdelein.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Wolf befindet sich auf dem umgekehrten Bilde in den Ästen des alten Weidenbaumes.
2. Demeter, Emmerich, Amelien, Bobmeri, Dimerik, Unna, Kelmich, Ermeland, Remels, Romes, Alkmene, Camerun, Hermelin, Tamesel. — Der Blumen Kack.
3. Bouter.

• Lustiges. •

Unerbdt.



„Er Unerschämter, wie kann er sich unterstehen, so scharf zu läuten? Bleibt der Keil an der Klingel, als wenn er der Geldbriefträger wäre!“

Professoren-Weisheit.

General: „Früher hatte ich lange Jahre eine große Narbe am rechten Knie, aber jetzt ist sie vollständig verschwunden.“
 Professor: „Und wissen Excellenz gar nicht, wo sie geblieben ist?“

Ja so!

Bräutigam: „Theure Alma, würde Dein Papa wohl morgen nachmittag ein paar Stunden für mich zu sprechen sein? Ich will ihm meine Liebe zu Dir gestehen!“

Braut: „Ja, das kannst Du doch auch in einer Viertelstunde abmachen!“

Bräutigam: „Allerdings — aber ich will ihm auch gleich meine Schulden gestehen!“

Bedenklich.

Madame: „Sie haben ja da ein vorzügliches Zeugnis; danach müssen Sie ja eine ganz perfekte Köchin sein. Was ist denn dieser Herr Hans Eßberg, der Ihnen das Zeugnis ausgestellt hat?“

Köchin: „Det is mein Schatz, Madame, von de Farbe-Dragoner.“

Protest.

„Nicht wahr, Herr Kommerzienrat, man fühlt sich immer am wohlsten in seinen vier Pfählen?“

„Wie heißt in seinen Pfählen? Bin ich e' Pfahlbauer oder e' Schloßbesitzer?“

Aus guter Familie.

Lehrerin: „... Und wer war Brutus' Gattin?“

Höhere Tochter: „Porcia, geborene Cato.“

Doppeltinnig.

Dame: „... Mein Mann hat zwar Ihr Buch schon gelesen, Herr Doktor — ich werde es ihm aber doch kaufen!“

Professor: „Damit warten Sie lieber noch einige Zeit — ich bin im Begriff, eine zweite, verbesserte Auflage drucken zu lassen!“

Dame: „O, da warte ich nicht! Ich bin überzeugt, Herr Professor, Sie sind unverbessert!“

Bitter.

Gatte: „Was singt denn das Fräulein Spitz da?“

Gattin: „Mein Liebster ist der Mann im Mond!“

Gatte: „Na, wenn er's nicht hört, ist sie nicht d'an schuld! Laut genug brüllt sie!“

Mit der Zeit.

Hausherr: „Gestern abend war ein Dragoner bei Ihnen, Anna?“

Dienstmädchen: „Jawohl, gnädiger Herr — aber auf den brauchen's nicht eifersüchtig zu sein!“

Vornehm.

Kommerzienrattsgattin (zu ihrem Manne, der Tags vorher den Adel erhalten hat): „Nu, was haste gehäbt for 'ne Nacht, von Sibor?“